

Die Republik der Gartenzwerge Zur Entwicklung jugendlicher Subkulturen in der DDR-(Provinz)



VON
PETER WURSCHI

Diese Metapher vermag den Rahmen einer Diskussion über jugendliche Subkulturen in der egalitär gedachten Gesellschaft der DDR abzustecken. Gartenzwerge sind sauber, stehen für einen gepflegten und umzäunten Vorgarten, sind nicht unmoralisch und reisen vor allem nicht! Sie sehen adrett aus, und ihr Besitzer kann stolz auf sie sein. Die Darbietungen, welche die Staatsmacht bei den alljährlichen Umzügen zu ihren Ehren von der parteieigenen Jugendorganisation geboten bekam, unterstützten dieses Bild. Da zogen tausende Jugendliche im frisch gebügelten Blauhemd mit Fackeln und Fahnen an den Herrschenden vorbei, stählten ihren Körper bei den Spartakiaden und maßen ihren Geist bei den Wissensolympiaden. Frohgemut und siegesgewiss sollten die „Hausherren von Morgen“ der Zukunft entgegen gehen.

Nur wollten nicht alle Jugendliche in den vorgegebenen Bahnen mitmarschieren. Einige der „Gartenzwerge“ machten sich schmutzig, ließen sich lange Haare wachsen, schnallten die Gitarre um und machten sich auf die Reise. Was innerhalb der Garten(zwerg)kolonie noch als divergierende Meinung eines generativen Konfliktes oder kulturelles Aufbegehren der einen gegenüber den anderen bzw. als Herauskehren der eigenen Individualität verstanden werden konnte, musste bei dem Besitzer der Gartenzwerge auf Unverständnis, Irritation und Unbehagen stoßen.

Diese kulturelle Denkblockade, welche die Vertreter des Staates gegenüber den nonkonformen Jugendlichen verinnerlicht, bringt Herr Müller*, langjähriger Referatsleiter der Linie XX.2. in der Bezirksverwaltung (BV) Suhl auf den Punkt, wenn er heute von seinen Einsätzen in den 1980er Jahren beim Wasunger Karneval, einem der Treffpunkte subkultureller Jugendlicher in Thüringen, berichtet:

„... nehmen wir mal Wasungen als Beispiel, ich weiß gar nicht, wie viele Einwohner Wasungen hat. 1000 vielleicht? Und dort kamen dann zwei, dreitausend Jugendliche zusammen. Das waren nun nicht alles negativ-dekadente, das sollte man nicht überbewerten. Trotzdem haben die zum Teil dort Verhaltensweisen gezeigt, die das normale gesellschaftliche Leben auf jeden Fall stark gestört haben. So hat auch die Reaktion der dortigen Bevölkerung, ich will nicht sagen uns unbedingt, aber doch die Sicherheits- und Schutzorgane auf den Plan gerufen. Das konnten wir nicht dulden, oder das ging über ein Maß hinaus, was man noch akzeptieren kann. (...) Ich war mehrfach unten. Das war dann so, dass in dem Hauptveranstaltungsobjekt dort – das kann man sich heutzutage gar nicht mehr vorstellen – das war ein Speiseraum, der war Gott sei dank mit Fliesen, mit normalen Geh-

steigplatten ausgelegt. Da stand dann so hoch (zeigt ca. 5cm), ja man muss sagen Dreck, Pisse, Jauche, Gekotze es war ... Und da haben sich welche hingelegt und haben dort geschlafen. Das waren damals Leute, heute würde man sagen, die aus dem asozialen Milieu stammen. Zumindest waren das auch stark die Gesellschaft irgendwie abstoßende Verhaltensweisen oder Auffälligkeiten.“

Herr Müller bringt damit jenes Befremden gegenüber jugendlichem Leben zum Ausdruck, mit dem sich trotz aller moralischen Abscheu die gesellschaftlichen und staatlichen Institutionen über die gesamte Existenzdauer der DDR hinweg auseinandersetzen mussten.

Identität und Individualisierung

Die ästhetisch-moralische Divergenz zwischen Jung und Alt über die Richtigkeit von Lebenszielen und -inhalten war dabei nicht DDR-spezifisch, sondern Teil der in der Entwicklungspsychologie allgemein beschriebenen Abgrenzungs- und Verselbstständigungsphase von Jugendlichen gegenüber der Eltern-generation. Dieser von den DDR-Jugendlichen durchaus mit ihren westlichen Altersgenossen geteilte Konflikt bei der Identitätssuche, gestaltete sich aufgrund der politischen Konstruktion in beiden Staaten jedoch unterschiedlich. Subkulturelle Jugendliche in der DDR versuchten zwar, sich wie ihre westlichen Vorbilder zu kleiden, sie nachzuahmen und deren Kämpfe zu kämpfen, und blieben dennoch immer in ihrem gesellschaftlichen Kontext gefangen. Indem sie sich in Gruppen zusammenschlossen, übernahmen sie klammheimlich die von Seiten des Staates präformierte kollektive Sozialisation, allerdings unter umgekehrten Vorzeichen. Vorwiegend in der subkulturellen Gruppe wurden die medial angelieferten Stile der westeuropäischen Jugendkulturen im DDR-Alltag wieder nach außen transportiert und mit einem eigenen Bedeutungshintergrund versehen. In der Gruppe – mit Gleichaltrigen und ähnlich Denkenden – konnten sie sich leichter von der Masse abheben. Jedoch trafen sich in diesen frei gewählten Kollektiven gleich berechnete Menschen, die sich nicht dem Egalitätsdruck des Staates aussetzen wollten. Vielmehr ging innerhalb dieser Subkulturen die Differenzierung und Individualisierung der Mitglieder weiter. Denn selbst, wenn ein Jugendlicher sich als „Blueser“ bekannte und deren Accessoires und Rituale in der Gruppe übernahm, wollte er dennoch ein eigenständiges und unverwechselbares Individuum bleiben. So wurde z. B. über die Länge der Haare durchaus eine ästhetische Grundsatzdebatte geführt, wie lang sie letztlich dann getragen wurden, hatte jedoch auch damit zu tun inwieweit ein jeder für sich bereit war einen Konflikt mit dem Elternhaus, der Schule oder anderen staatlichen Institutionen einzugehen. Nichtsdestotrotz, erst durch die Absetzbewegung von der Hegemonialkultur wurden sich die nonkonformen Jugendlichen ihres eigenen „Ich“ bewusst. Auffällig ist, dass dabei der kollektive Zusammenhang innerhalb der subkulturellen Netzwerke bei allen ihnen innewohnenden Individualisierungstendenzen bestehen blieb. Den familiären Charakter der gelebten Subkulturen betonten denn auch viele der von mir befragten Protagonisten. Mit der hauptsächlichlichen Besinnung auf das „Ich“ ist ein wichtiger Unterschied zu den Subkulturen des Westens benannt. Denn während im Westen sich Jugend-

* Name geändert

liche ab Ende der 1960er Jahre auch zunehmend an den Protesten für eine gesellschaftliche Veränderung beteiligten, ging es den Ostdeutschen immer wieder und sehr konkret um die Besinnung und den Ausbau ihrer Individualität.

Politische Dekodierung

Ein wesentliches Element für die DDR-Jugendkulturen war, dass ihr Auftreten stets von Seiten des Staates politisch dekodiert wurde. Sie wurden in das ideologisch vorgegebene Bild von sozialistisch vs. antisozialistisch eingepasst. Der für die Jugendlichen daraus entstehende Balanceakt zwischen dem Auftreten als Person in einem öffentlichen Raum und dem eigentlich Gedachten bzw. Empfundenen, war letztlich nur dadurch zu entgehen, dass sich die nonkonformen Jugendlichen in eine „private Sphäre“ zurückzogen. Dennoch musste sich neben dieser gelebten Identität im Privaten, auch eine „inszenierte“ für den öffentlichen Raum konstruiert werden. Der daraus entstehende „Double-Talk“ der Jugendlichen war für diese nicht nur eine emotionale Belastung, sondern hatte auch für die Legitimation des Staates eine verheerende Wirkung, die den Staatslenkern durchaus bewusst wurde. So wird in einem Bericht der FDJ-Bezirksleitung (BL) Suhl vom 20. 11. 1961 darauf aufmerksam gemacht, dass durch ungenügende Einwirkung der FDJ-Leitungen an den Schulen, zwar von den Schülern behauptet werde, kein West-Fernsehen zu schauen, die Realität wohl aber anderes aussehe. Von den Schüler wurden Unterschriftensammlungen verlangt, die einen Verzicht auf die Nutzung der Westmedien beinhalteten, nur, so stellte die FDJ-BL fest: „Auf diese Weise kommt es aber dazu, dass die Schüler zu Menschen erzogen werden die heucheln, da das wichtigste Element, die Auseinandersetzung über die Grundfragen unserer Entwicklung, nicht genügend gegeben ist“. Die fehlende, weil nicht ehrlich geführte Auseinandersetzung über die Lebensbedingungen in der DDR, lässt die FDJ-Leitung in ihrem Fazit zu einem für sie erschütternden Schluss kommen: „Wir schätzen ein, dass, obwohl der Teil der Schüler, der fest zu unserer Sache steht und nach dem Statut der FDJ lebt und handelt, größer geworden ist, die Mehrheit unserer Schüler gegenwärtig noch Schwankungen in prinzipiellen Fragen unterworfen ist und nicht fest zu unserer Sache steht.“ Während die FDJ durchaus darüber nachdachte, wie die „prinzipielle ideologisch-politische Arbeit“ und die „klassenmäßige Erziehung“ der Jugendlichen noch verbessert werden könne, erschien diesen der Rückzug in die private Sphäre als der einzige Ausweg. Damit versuchten sie sich zum einen der Verregelung ihres Tagesablaufes und einer verplanten Zukunft zu entziehen, wie zum anderen der ständigen Politisierung des Alltags zu entkommen. Die Sozialisation in Peer-groups und die Auseinandersetzung mit identitätsstiftenden kulturellen Ausdrucksformen, wie insbesondere der Musik, nahm dabei einen großen Raum ein. Es ist exemplarisch, dass die Kluft zwischen der Selbstbeschreibung der subkulturellen Protagonisten und der Sichtweise des Staates nicht hätte größer sein können. So teilen die Zeitzeugen immer wieder ihr Unverständnis über die von ihnen erlebte Ausgrenzung mit. Alle wiesen oppositionelle oder revolutionäre Gedanken weit von sich und berichteten vielmehr über ihre eigene Angst und Resignation als über ihre

Intention, damit eine Reaktion der Staatsmacht zu provozieren. Dennoch zählte auch die symbolische Provokanz, neben der politischen Resistenz und der gesellschaftlichen Verweigerung, zu den Kennzeichen dieser subkulturellen Gegenidentitäten. Der Adressat dieses Widerstandes blieb dabei zwar vage, war jedoch immer zu erkennen. Es waren die offiziellen Vertreter die für sie die Macht des Systems und dessen Ideologie verkörperten. Den Jugendlichen boten sich dabei zwei in der sozialistischen Einheitsgesellschaft fest verankerte Reizthemen. Zum einen die sich über Arbeit definierende Hegemonialkultur, und zum anderen der für die SED und ihr Selbstverständnis legitimatorisch wesentliche Antifaschismus. Beides bot, alleine schon durch bloße Ablehnung, Ansatzpunkte, die von den Jugendlichen genutzt wurden.

Darüber hinaus spielte die westliche (Pop)Musik, die über die mediale Verbreitung in den meisten Teilen der DDR ungehindert zugänglich war, eine herausgehobene Rolle. Über Musik werden auf ursprüngliche Weise Emotionen transportiert und identitätsbildende Sozialisationszusammenhänge generiert. Musik braucht keine Interpretation, erfordert vordergründig keine intellektuelle Leistung, sondern spricht direkt das Gefühl an. Tommi Topp einer der ersten Suhler Punker und Musiker berichtet davon, wie es ihm erging, als er das erste mal auf selbst kopierten Kassetten Punk hörte. Er war begeistert: „... vor allem von den englischen Sachen. Es ging um die Musik und um nichts anderes. Ich wollte auch diese Musik machen. (...) Ich wollte diese Musik machen, bevor ich überhaupt einen Begriff von dieser Musik hatte. Ich dachte die Musik könnte ich immer spielen.“

Was hier anklingt, der Bezug auf die westlichen Jugendkulturen, zog sich, beginnend bei den Halbstarcken und den Beatfans in den 1950/60er Jahren, durch fast alle auftretenden ostdeutschen Jugendkulturen. Sie übernahmen, soweit möglich, die Accessoires und Stilelemente des Westens und bauten sie in ihren lebensweltlichen Kontext ein. Es ist bemerkenswert, dass ostdeutsche Jugendliche, bei aller Ironisierung ihrer Lebenswelt, nie auf die in der DDR dargebotenen kulturellen Elemente zurückgriffen. Schon aus Prinzip bezogen sie sich nicht auf die von der offiziellen Jugendpolitik dargebotenen kulturellen Aufwartungen und distanzieren sich beispielsweise von den von der FDJ geförderten Bands. Die eindeutige Ausrichtung der ostdeutschen Jugendkulturen an den auch in Westdeutschland bestimmenden angelsächsischen Trends, lässt den Schluss zu, dass die Identitätsbildung in den Subkulturen von Beginn an als gesamtdeutsche Erscheinung zu betrachten ist. In den Subkulturen von Beginn an als gesamtdeutsche Erscheinung zu betrachten ist.

Freiräume schaffen

Das für die jugendlichen Subkulturen der DDR typische kulturelle Aufbegehren ist sicher nicht in die geläufigen Kategorien von Widerstand, Opposition, Dissidenz etc. einzuordnen. Vielmehr ist hier eine Verschiebung des zwangsläufigen (Generationen)Konfliktes zwischen Jugendlichen und ihren Eltern, hin zu einem Individuum-Staat-Konflikt zu erkennen. Durch die für die Subkulturen typische starke Betonung des eigenen Individuums und dem damit einhergehenden geistigen Ausbruch aus der egalitären, gesellschaftlichen Enge standen sie konträr zur SED-Zielvorstel-

lung einer „sozialistischen Persönlichkeit“. Für viele Jugendliche hatte das Spiel mit den subkulturellen Elementen, die Suche nach dem eigenen „Ich“ und die darauf aufbauende Ablehnung der DDR-Wirklichkeit, weit reichende Folgen in ihrer Lebensplanung. Es blieb aber ein Spiel, ein Spiel gegen vorgestanzte Wahrheiten und Widerstände in der Bevölkerung. Mit dieser Infragestellung und Ironisierung der erlebten Realität konnten die Herrschenden, eingerichtet in einem dogmatischen Freund-Feind-Denken, nicht umgehen und bekämpften die Jugendlichen. Aber auch dadurch ließen sie sich letzten Endes nicht mehr von ihrem Weg abbringen. Vielmehr war es das kreative Moment dieser subkulturellen Szene, in einem selbst gewählten Kollektiv Handlungsspielräume und Freiheiten an den Rändern der als beengt angesehenen Umwelt zu schaffen. Die dabei stattfindende Ausgrenzung und Kriminalisierung der Jugendlichen durch die staatlichen Institutionen, politisierte viele der subkulturellen Jugendlichen geradezu gegen ihren Willen.

Die nonkonformen Jugendlichen nahmen durch ihre Konfliktbereitschaft und ihren Kampf um diese persönlichen Freiräume eine Vorreiterrolle bei der sich vollziehenden Individualisierung der DDR-Gesellschaft ein. Die Gartenzwerge fingen an zu reisen und die staatliche Jugendpolitik war auf Dauer zum Scheitern verurteilt, da sie nur auf die Entwicklungen unter den Jugendlichen reagierte, und selbst kaum gesellschaftlicher Akteur sein konnte.

PETER WURSCHI, geboren am 17. 02. 1975 in Suhl. 1995–2000 Studium der Politikwissenschaften, Soziologie und Philosophie, später Psychologie an der Universität Leipzig. Neben dem Studium Mitarbeit von 1998 bis 2000 bei der Erstellung der Ausstellung „Diktatur und Widerstand in der DDR“ im Zeitgeschichtlichen Forum Leipzig und ab 2000 im Berliner Büro von Katrin Göring-Eckardt, MdB. Vater einer Tochter.